Zeitschrift: Bulletin : Kommunikationswissenschaft = sciences des communications sociales

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Kommunikations- und Medienwissenschaft

Band: - (1988)

Heft: 1

Artikel: Mundart und Hochsprache in Radio und Fernsehen

Autor: Oppenheim, Roy

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-790463

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

III. Mundart und Hochsprache in Radio und Fernsehen

Eine Standortbestimmung

Quantität und Qualität von Mundart und Hochdeutsch in Radio und Fernsehen bilden zunehmend Gegenstand von Kontroversen. Stein des Anstosses ist der in den letzten Jahren vermehrte Gebrauch der Mundart in beiden Medien. Das Problem ist nicht erst seit den kürzlich erfolgten parlamentarischen Vorstössen ein Thema öffentlichen Interesses: Seit Ende der 70er Jahre befassten sich die SRG und deren Gremien regelmässig mit dieser Problematik. Seminare fanden statt, Richtlinien für den Gebrauch von Mundart und Hochdeutsch in Radio und Fernsehen (1982) wurden erlassen; 1984 und 1987 legte der Forschungsdienst die Befragungsergebnisse einer Studie zum Thema «Schweizerdeutsch» vor. Doch nicht genug; die vermehrte Verwendung von Mundart in einzelnen DRS-2-Sendegefässen («Reflexe», «Mattinata») im Rahmen von «Radio 84» führte zu gezielter Kritik aus der Öffentlichkeit und schliesslich zur Bildung einer internen Arbeitsgruppe bei Radio DRS, die ihre Empfehlungen Ende 1985 abgab.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Programmverantwortlichen das Problem in seiner Vielschichtigkeit erkannt haben; die konsequente Umsetzung der gewonnenen Erkenntnisse ist eingeleitet, bei weitem aber noch nicht abgeschlossen. Zusätzliche Anstrengungen drängen sich auf, wenn Radio und Fernsehen das Ihrige zu einem angemessenen und verantwortbaren Gebrauch von Mundart und Hochsprache in unserem Land beitragen sollen.

Im folgenden soll in geraffter Form der Stand unserer Erkenntnisse dargestellt werden.

Schweizerdeutsch – Muttersprache; Hochdeutsch – Fremdsprache?

In der obenerwähnten Befragung des SRG-Forschungsdienstes aus dem Jahre 1984 bezeichneten über 80 Prozent Schweizerdeutsch als ihre eigentliche Muttersprache. Gut 40 Prozent der Bevölkerung reden kaum je Hochdeutsch und die Hälfte jener 60 Prozent, die ab und zu Hochdeutsch benützen, reden dies eher ungern ... Kein Wunder, dass bei einer jungen Generation immer häufiger die Behauptung anzutreffen ist, die Mundart sei die eigentliche Sprache des Deutschschweizers, das Hochdeutsch hingegen eine Fremdsprache.

Nun trifft es zu, dass die Mundart in kaum einer andern Industrienation nur annähernd soviel gilt wie in der deutschen Schweiz; all dies kann aber

nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Mundart ihre heute als selbstverständlich hingenommene Geltung erst im Laufe einer Entwicklung erreicht hat, deren Hintergründe kaum oder mit spürbarem Widerwillen zur Kenntnis genommen werden. Ende des letzten Jahrhunderts nämlich galt die Mundart bei uns kaum mehr als im benachbarten Süddeutschland. Die Tendenz zum Hochdeutschen war in den Städten der Nord- und Ostschweiz äusserst ausgeprägt. Selbst Sprachgelehrte bezweifelten um die Jahrhundertwende, ob das Schwyzerdüütsch das Jahr 2000 überleben werde. Im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts war Hochdeutsch **die** Sprache des Deutschschweizers. Gottfried Keller etwa betrachtete sich noch selbstverständlich als deutschen Dichter (sein Vater, ein weitgewanderter Drechslermeister und eidgenössischer Patriot, sprach als Erwachsener in Zürich fast ausschliesslich Hochdeutsch). Auch Carl Spitteler, der einzige Literatur-Nobelpreisträger der Schweiz, pflegte im alltäglichen Umgang nur hochdeutsch zu sprechen. 1901 beschloss der bernische Grosse Rat, Berndeutsch als Verhandlungssprache beizubehalten, um etwas für die Erhaltung der gefährdeten Mundart zu unternehmen! Auch Pestalozzi versprach sich von der Hochsprache eine «kräftigere Einwirkung auf das eigene Volk als von der Mundart», und sogar Gotthelf, der unsere Eigenart so vortrefflich in Worte zu bannen verstand, war kein Mundartdichter.

Der Erste Weltkrieg und die Niederlage Deutschlands brachte auch eine entscheidende Abwendung des Deutschschweizers vom Hochdeutschen. Erstmals wurden sprachliche Mauern gegenüber dem Nachbarn im Norden errichtet, die in den Dreissigerjahren, in der Zeit der nationalsozialistischen Bedrohung, erst recht ihre Bedeutung erhielten. Der Dialekt wurde zum sichtbarsten Zeichen der Abwehr und des Widerstandes gegen grossdeutsche Ambitionen. 1931 erschien eine viel beachtete Artikelfolge in der NZZ unter dem Titel «Vom Daseinskampf des Schweizerdeutschen» von Robert von Planta. Emil Baers «Schwizer-SprochBiwegig», die 1936 das «Alemannische» zur allein gebrauchten Schriftsprache machen wollte, blieb hingegen ohne Wirkung auf Dauer. Dennoch drang die Mundart zunehmend in bisher der Hochsprache vorbehaltene Bereiche ein; so wurden etwa 1941 an der ETH erstmals Seminare auf Zürichdeutsch abgehalten.

In den Nachkriegsjahren nahm zwar der Gebrauch der Mundart im öffentlichen Leben, in Kirche, Armee und Schule kontinuierlich zu, ihr Ansehen als Sprachform blieb jedoch vorerst gering. Mundart galt damals als heimattümelnd und provinziell. Der Umschwung bahnte sich erst in den 60er Jahren an. Die Befreiung vom «Provinzalptraum» (Dieter Fringeli) begann mit einigen deutschschweizer Autoren, die in der Mundart neue sprachliche Qualitäten zu entdecken glaubten (Kurt Marti, Ernst Eggimann, Ernst Burren usw.). Parallel dazu entwickelte sich in Bern das

Mundartchanson (Mani Matter, Fritz Widmer u.a.), mit dem sehr bald einmal der elitäre Literatenkreis gesprengt und breitere Schichten erreicht wurden. Der Mundart wandten sich fortan nicht nur Nostalgiker, sondern auch Progressive zu, die im Gebrauch der «Volkssprache» ein effizientes Mittel der politischen Agitation sahen.

Seit Beginn der 70er Jahre drang schliesslich die Mundart zusehends in Bereiche ein, die bisher streng gehütete Reviere der Hochsprache waren: in immer grösserem Ausmass wurden öffentliche Reden in Mundart gehalten, der Dialekt begann die Sakralsprache im Gottesdienst abzulösen. Schliesslich hielt die Mundart im Deutschunterricht der öffentlichen Schulen Einzug.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass zur Zeit wohl das Pendel eindeutig für die Mundart ausschlägt, **dass aber beide Sprachformen zum kulturellen Erbe des Deutschschweizers gehören.** Dies klarzustellen erscheint uns gerade heute von grosser Wichtigkeit, da – wie eingangs erwähnt – das Hochdeutsche in seiner gesprochenen Form weithin zur Fremdsprache zu werden droht – dies im Unterschied zu früheren Zeiten, als Hochdeutsch und Schweizerdeutsch zu Recht als **zwei Formen einer Muttersprache** galten (Friedrich Dürrenmatt hat dieser Tatsache bekanntlich dadurch Ausdruck verliehen, dass er Schweizerdeutsch als seine Muttersprache, Hochdeutsch als seine Vatersprache bezeichnet).

Gefahren und Chancen

Nun kann es heute keinesfalls darum gehen, mit den schweizerischen Mundarten gegen das Hochdeutsche anzutreten – oder umgekehrt. Ein Streit zwischen Dialekt und Hochsprache ist überholt und wäre ein Anachronismus, den wir uns ernsthaft gar nicht leisten können. Wir wollen und müssen heute unsere Schweizer Dialekte genau so erhalten und pflegen wie die neuhochdeutsche Gemeinsprache (die im 16. Jahrhundert durch Martin Luther und dessen Bibelübersetzung ihre Verbreitung fand).

Beide Sprachformen haben nicht nur ihre Berechtigung, sondern bedingen einander teilweise sogar. Wir brauchen neben den Dialekten eine **gemeinsamen Sprache,** in der wir uns mit unseren französisch-, italienisch- und rätoromanischsprachigen Miteidgenossen unterhalten können. Niemand wird heute wohl ernsthaft fordern, dass wir das Hochdeutsche zur Fremdsprache verkommen lassen und uns damit von einem Sprachraum von rund 100 Millionen deutschsprachigen Europäern abkoppeln und den Weg Hollands in die sprachliche Provinzialität gehen ... und dies ausgerechnet am Vorabend einer Entwicklung, die uns mit Hilfe

deutschsprachiger Gemeinschaftsprogramme über Kabel und Satelliten die Möglichkeit schafft, die Stimme der Schweiz über die engen Grenzen der eigenen Region hinaus Gehör zu verschaffen.

Doch gerade weil beide Sprachformen unabdingbar zur Kultur der deutschen Schweiz gehören, sei die Frage nach dem Charakter, nach dem Stellenwert dieser sprachlichen Doppelbürgerschaft gestellt.

Der Eigenwert unserer Mundarten

Ohne Zweifel spiegelt sich die reiche Gliederung unserer Kultur in der Vielfalt unserer Mundarten, die von allen Volksschichten gesprochen werden und damit Ausdruck eines demokratischen Grundzuges unseres Landes sind (dies im Unterschied zu andern Ländern, wo Dialekte jeweils schichtspezifische Funktionen erfüllen). In der Mundart als eigentliche und erste Muttersprache wachsen wir auf und verwenden sie meist unreflektiert, um uns unmittelbar verständlich zu machen. Mundart ist somit eine Sprache, die man eigentlich im Grunde nicht lernt, sondern zu haben glaubt und die deshalb kaum über das Alltägliche hinauswächst. Mundart ist eben die einzige Sprache, deren Erlernung wir mit dem Schuleintritt für abgeschlossen halten.

Daher wird die emotionale Komponente dieser Sprachform verständlich, die ihren Nährboden in den gesellschaftspolitischen Bewegungen unserer Zeit mit der wachsenden Skepsis gegenüber fortschreitender und überhandnehmender Technisierung findet. Eine junge Generation scheint in der Mundart eine gewisse Antwort auf die Suche nach Heimat, Identität und Sinn zu sehen. Unzutreffend aber dürfte die immer wieder verbreitete Behauptung sein, Mundart eigne sich besonders gut für das Gemüthafte, Poetische, für das Gefühlsleben; ergreifendste Liebesgedichte sind auf hochdeutsch geschrieben worden. Ebenso fragwürdig ist der immer wieder zitierte Satz von Martin Walser «Dialekt ist empfindlicher gegen Unwahrhaftigkeit als die Schriftsprache.» auf hochdeutsch zu lügen ist nicht schwieriger oder einfacher als auf Mundart, und ein unglaubwürdiges «Wort zum Sonntag» wird durch den Dialekt keineswegs überzeugender. Die immer wieder aufgestellte These, im Dialekt liesse sich alles viel einfacher und verständlicher sagen, ist durch die jüngsten Erfahrungen im Bereich der Massenmedien längst widerlegt worden: wer Hochdeutsch spricht, kann auch auf hochdeutsch die kompliziertesten Dinge einfach und verständlich erklären. Die Unterschiede liegen nicht in der Sache, sondern im sprachlichen Vermögen des Einzelnen.

Zweifellos kommt die Mundart der heutigen Neigung zum engen Lebensbereich, zur kleinen, überschaubaren Region entgegen. In der Mundart fühlt sich der Deutschschweizer zu Hause, ihm ist die Mundart

vertrauter als die Hochsprache. Nun wollen wir die in den letzten Jahrzehnten beobachtete Entwicklung der Mundart zu einer «Ausbausprache» (Roland Ris) nicht übersehen. Die Zahl von literarischen Werken in Mundart ist auf gegen 5000 gestiegen; allerdings gibt es auch eine haufenweise Produktion von schlechter Mundartliteratur; auch in Zeitungen und in der Werbung finden sich da und dort mundartliche Annoncen oder Texte. Vor kurzem ist zudem eine berndeutsche Übersetzung des Neuen Testamentes erschienen. Die einzelnen Dialekte kommen heute – gefördert durch die elektronischen Medien und die Mobilität der Bevölkerung – in immer stärkere Berührung, so dass sich die lokalen und regionalen Mundarten nicht nur vermischen, sondern gegenseitig abschleifen. Ob allerdings diese Entwicklung zu einen eigentlichen Einheits-Schweizerdeutsch führen wird, lässt sich heute kaum schlüssig beantworten. So paradox es klingen mag, dieser Einbruch der Dialekte in fast alle Lebensbereiche führt eher zu einer Bedrohung der Mundart, indem beispielsweise ein Walliser Moderator im Radio von den Hörern in Basel und St. Gallen nicht so recht verstanden wird und deshalb beginnt, sich sprachlich anzupassen. Auf diesem Weg beginnt sich die Mundart abzuschleifen und reduziert sich schliesslich auf den viel zitierten «Oltener-Bahnhofbuffet-Dialekt».

Dazu tragen die vielen fremdsprachlichen Einflüsse bei, wie wir sie täglich in Sendungen der Massenmedien hören. Beispiele gibt es zuhauf: «Chömed Si sich nöd e bitzli verarscht vor?», «De nachtclub näheret sich langsam sim Ändi entgäge» (eine reine Übersetzung aus der Hochsprache), «Die Literatur-Gattig erläbt im Momänt en Riisebuum – däm trend simmer nachgange ...». Diese Beispiele machen deutlich, wie sehr es heute oft nicht nur eine Frage der Sprachform als vielmehr auch eine Frage der **Sprachqualität** ist. Auch Dialekt muss erlernt, beherrscht und laufend gepflegt werden – dies ebenso wie das Hochdeutsche. In diesem Zusammenhang ist auf das auch im Ausland zu beobachtende Phänomen des zunehmenden Sprachverlustes in einer modernen Form der Analphabetisierung zu erinnern – und dies ohne Rücksicht auf die vorhandenen Sprachformen.

Unser Verhältnis zum Hochdeutschen

Im Unterschied zur Mundart haben wir das Hochdeutsche in jahrelanger Arbeit über die Schulen erlernt. Wir stehen somit zur Hochsprache in einem bewussteren und reflektierteren Verhältnis als zu unseren Dialekten. Hochsprache ist für uns etwas bewusst Geformtes, Gestaltetes. Zudem ist sie die Sprache unserer Literatur, die uns mit der grossen deutschsprachigen Sprachfamilie verbindet. Hochdeutsch dient zudem

als Landessprache der Verbindung und der Verständigung mit den anderen Sprachkulturen unseres Landes und sichert somit die Verbreitung und Wirkung unserer Kultur über den provinziellen Bereich der Dialekte hinaus. In Anbetracht der heutigen Bedeutung der Mundart lässt sich ablesen, wie wenig offenbar die eben erwähnten Funktionen – interregionale und grenzüberschreitende Kommunikation – noch echte Anliegen breiter Bevölkerungsschichten sind. Offenbar liegen die Ursachen für den Niedergang der Hochsprache in unserem Lande tiefer als nur in einer modisch bedingten Verwendung der Mundart; gesellschaftspolitische Komponenten – etwa Regionalismus, Rückzug in kleine, überschaubare Räume, antiautoritäre Bewegungen, Staatsverdrossenheit usw. – scheinen diese Entwicklung zu begünstigen. Im weiteren ist das Bedürfnis nach Kommunikation, nach möglichst unmittelbarem, spontanem, zwischenmenschlichem Kontakt nicht zu unterschätzen. Heute hat sich – unter anderem unter dem Einfluss angelsächsischer Vorbilder – eine auf ein Minimum an Wörtern und Wendungen bestehende Umgangssprache herausgebildet. Es entspricht diesem Bedürfnis nach unkomplizierten und oft nur noch aus Sprachfetzen bestehenden Kontakten, dass als natürlich und spontan allein die Alltags- oder Trivialsprache empfunden wird. Dazu gehört die Neigung zu antiautoritärer Haltung und Distanzlosigkeit, was sich beispielsweise am zunehmenden Gebrauch der Du-Anrede aufzeigen lässt.

Mundart und Hochdeutsch in Radio und Fernsehen

Radio und Fernsehen sind Einwegmedien; Zuhörer und Zuschauer nehmen die Sprache passiv auf. Die sprachpflegerischen Möglichkeiten dieser Medien sind deshalb begrenzt und es käme einer Überschätzung dieser Medien gleich, wollte man die Lösung deutschschweizerischer Sprachprobleme allein von ihnen erwarten.

Dabei ist die Vorbild- und Signalfunktion, aber auch die kulturelle staatspolitische Verantwortung dieser Medien nicht zu übersehen. Dennoch muss darauf hingewiesen werden, dass diese Medien in vielem das aufgreifen müssen, was die Öffentlichkeit von ihnen erwartet. Es kann deshalb nicht Aufgabe der elektronischen Medien allein sein, die Unterlassungssünden anderer Institutionen (von Schulen, Universitäten, Kirchen usw.) wettzumachen. So paradox es klingen mag – die Deutschschweizer werden heute wie nie zuvor in ihrer Geschichte über bundesdeutsche und österreichische Radio- und Fernsehkanäle mit dem Hochdeutschen konfrontiert (das Verhältnis zwischen empfangenen ausländischen und schweizerischen Sendern liegt gesamthaft bei 50:50 Prozent). Man kann denn auch feststellen, dass Deutschschweizer Kinder bereits im Vorschulalter hochdeutsche Kindersendungen gut verstehen und

hochdeutsche Elemente in ihre Spiele aufnehmen. Diese erworbenen Kenntnisse gehen aber in der Schule schnell wieder verloren, weil heute dort der Pflege des Hochdeutschen zu wenig Beachtung geschenkt wird. Trotz des relativ grossen Konsums von Radio- und Fernsehsendungen der ARD, ZDF, ORF usw. scheint sich das sprachliche Vermögen im Bereich des Hochdeutschen kaum zu bessern. Radio und Fernsehen sind offenbar schlecht dazu geeignet, Sprache zu lehren. Was man nie richtig in der Schule oder im Elternhaus erworben und erlernt hat, versteht und erwirbt man auch dadurch nicht besser, dass man es immer wieder passiv konsumiert.

Aufgrund eingehender Untersuchungen wissen wir heute, dass sich die Medien schlecht für sprachpädagogische Zielsetzungen eignen. Harald Burger lässt darüber keinen Zweifel offen: «Wenn man in der Schweiz noch will, dass Jugendliche ein gesprochenes und geschriebenes Hochdeutsch erwerben, das auch zu Bewältigung komplexer Sachverhalte tauglich ist, und einer Mundart, die im gesprochenen Bereich ähnliche Leistungen erbringt, dann bleibt dies eine Aufgabe der Schule. Die Medien nehmen uns die Arbeit nicht ab.» (NZZ, 11.11.1983).

Im weiteren sehen sich heute Radio und Fernsehen in zunehmendem Masse mit sprachlichen Ausbildungs- und Schulungsfragen des Nachwuchses konfrontiert; die qualitativen Kenntnisse sowohl der Mundart als auch der Hochsprache nehmen auch bei Akademikern eher ab und es fällt zunehmends schwerer, geeignete Mitarbeiter zu finden, die die notwendigen sprachlichen Voraussetzungen für Programmarbeit – nämlich die Beherrschung beider Sprachformen – mitbringen.

Im weiteren sei auf ein weiteres Handicap der elektronischen Medien hingewiesen: Zuhörer und Zuschauer kommen ohne Schriftsprache aus. Da das Hochdeutsche immer mehr zur Schriftsprache reduziert wird, erfährt die Mundart eine Aufwertung. Hochdeutsch dient immer mehr zur Abfassung von Gesetzestexten, Reglementen, amtlichen Formularen, Papieren im Geschäftsverkehr, Zeitungen und Zeitschriften, Fachliteratur, usw. Gesprochen wird das Hochdeutsche heute höchstens noch in eidgenössischen Kammern, in Kantonsparlamenten, in Plädoyers und Urteilsverkündungen bei Gerichten, in wissenschaftlichen Vorträgen, bei Befehlen im Militär usw. – also bei offiziellen Verlautbarungen und Kommunikationsformen mit offiziellem und öffentlichem Anstrich. Bei spontanen, persönlichen und privaten Äusserungen wird hingegen immer häufiger der Mundart der Vorzug gegeben. Die Massenmedien aber erreichen im engeren Sinne ja nicht die Masse, sondern den Einzelnen in seiner privaten Umgebung; Radio und Fernsehen dringen in die Privatsphäre ein, werden zu Partnern – und dazu scheint sich die Mundart besser zu eignen.

Interessanterweise geht die Wende von einer mehrheitlich hoch-

deutsch gehaltenen Sprache im Radio zu einer vermehrten Berücksichtigung der Dialekte mit der Einführung des Fernsehens Mitte der 50er Jahre einher. Dieses neue Medium brachte neue Anforderungen: das Sprechen ohne Manuskript, Unmittelbarkeit, Natürlichkeit und Spontaneität. Der an sich schon in Rhetorik eher unbeholfene Alemanne wählte vor der Kamera des Fernsehens in zunehmendem Masse die Mundart, in der er sich freier und ungezwungener auszudrücken glaubte. Damals begannen auch die Theologen, sich im «Wort zum Sonntag» in Mundart an die Zuschauer zu wenden.

Diese Entwicklung hatte auch Auswirkungen auf das Radio. Unter dem Einfluss und der Konkurrenz neuer Medien (Fernsehen, Kassette, später Privatradios) veränderte der Hörfunk seinen Charakter. Anstelle der einstigen Sendungen des Landessenders Beromünster mit seinem Verlautbarungscharakter und seiner auch weit über die Landesgrenzen hinaus bekannten Renommé und Prestige (z.B. die «Weltchronik» von Prof. Jean R. von Salis während des Zweiten Weltkrieges, die von Millionen von Menschen gehört wurde), traten in zunehmendem Masse Programme mit Begleitcharakter (Espresso, Agenda, Tandem usw.) auf, deren Ziel in erster Linie darin bestand, näher an den Zuhörer heranzukommen. Dass diese Tendenzen vor allem auch durch eine immer stärkere Verwendung der Mundart unterstützt wurden, war folgerichtig.

Schon 1972 führte das Radio DRS einen öffentlichen Wettbewerb für Mundart-Kurzgeschichten durch, an dem sich über 300 Autoren mit über 500 Texten beteiligten. Schon daraus geht hervor, dass sich das Radio DRS schon früh auch der Pflege der Mundart verpflichtet fühlte.

Mit der Einführung der neuen Programmstrukturen 1984 bei Radio DRS und 1985 beim Fernsehen DRS verschob sich die sprachliche Situation im Radio erneut zugunsten der Mundart, allerdings auf differenzierte Weise – je nach Charakter der verschiedenen Programme.

Tendenziell herrscht auch heute noch im Fernsehen in über 60 Prozent der Sendungen Hochdeutsch vor, in Radio DRS1 und DRS3 gelangt die Mundart, bei Radio DRS2 die Hochsprache mehrheitlich zur Anwendung.

Unbehagen – Versuche einer Regelung

Schon 1979 wurde von Radio und Fernsehen DRS begonnen, die Frage und das Verhältnis der beiden Sprachformen im Programm zum Gegenstand interner Seminarien zu machen mit dem Ziel, gültige Richtlinien auszuarbeiten. Die Schwierigkeit bestand darin, dass gültige und verbindliche Richtlinien für Radio und Fernsehen in Ermangelung kodifizierter Regelungen aus andern Bereichen des öffentlichen Lebens nicht ohne weiteres zu entwickeln waren.

1982 wurden von Radio und Fernsehen DRS Richtlinien erlassen, die bis heute ihre Gültigkeit bewahrt haben. Darin wird unter anderem festgehalten:

> «Eine starke Präsenz der Mundart in den Programmen von Radio und Fernsehen DRS entspricht der allgemeinen Sprachsituation in der deutschen Schweiz. Mit hochdeutschen Sendungen können Radio und Fernsehen das Verständnis für die Hochsprache fördern und zur Präsenz in andern Sprachregionen des Landes und im Ausland beitragen.»

Trotz diesem Bekenntnis zur Mundart sind gewisse Sendungen der Hochsprache vorbehalten – etwa die Informationssendungen wie «Echo der Zeit», «Tagesschau» oder ganz allgemein die Nachrichtensendungen, um die Klammerfunktion der nationalen Institution der SRG zu dokumentieren und neben der interregionalen Verständigung auch die in unserem Land ansässigen Ausländer zu erreichen. Eine Ausnahme davon macht etwa das «Rendez-vous», das tagespolitische Magazin zu in- und ausländischen Aktualitäten. Dieses mittägliche «Rendez-vous» will möglichst viele Hörer erreichen und dies während der Mittagspause, am Kaffeetisch, im Auto – und in dieser Situation gilt es, den Hörer ins Gespräch zu ziehen, beiläufig sozusagen und deshalb in der Mundart. Wenn die erfolgte Entscheidung vom Erfolg her auch richtig erscheint (die Sendung ist eine der meist gehörten Sendungen des Radios DRS), so scheiden sich nach wie vor die Geister an der Frage, ob die Mundart gerade bei einer solchen Informationssendung nicht doch die welschen und anderssprachigen Zuhörer zu sehr benachteilige. An diesem Beispiel zeigt sich deutlich der permanente Konflikt zwischen verschiedenen Zielsetzungen – nationale und internationale Verständigung einerseits, Berücksichtigung regionaler Bedürfnisse und Hörernähe anderseits.

In vielen Fällen gibt es für den Programm-Macher gar keine Wahl – etwa bei Sendungen wie «Clinch» oder «Telefilm»; solche Sendungen können nur in Mundart erfolgen, da viele der Mitwirkenden kaum in der Lage wären, sich in Hochdeutsch überzeugend auszudrücken. Dennoch wird in den Richtlinien klar postuliert:

> «Programm-Mitarbeiter, die regelmässig am Mikrophon eingesetzt werden, müssen sich sowohl in der Mundart wie auf Hochdeutsch angemessen ausdrücken können.»

Und weiter:

> «Verständlich formulieren kann man sowohl in Mundart wie auf Hochdeutsch. Jeder Sachbereich lässt sich sowohl in Mundart als auch in der Hochsprache behandeln, wobei sich Unterschiede in der Behandlung zeigen können. Persönlichkeit lässt sich sowohl in Hochsprache wie in Mundart ausdrücken.»

Eine kürzlich zu dieser Frage durchgeführte wissenschaftliche Untersuchung hat klar gezeigt, dass Nachrichten in Mundart keinesfalls besser verstanden werden als die entsprechenden hochdeutschen Fassungen. Im Gegenteil: die Ergebnisse sind besser für die hochdeutschen Versionen, vermutlich wegen des Gewöhnungseffektes. Gerade dieses Beispiel beweist, dass auch hochdeutsche Sendungen ihre Zuhörer und Zuschauer durchaus erreichen.

Für den Programmschaffenden gilt es, eine Reihe von Faktoren bei der Wahl der Sprachform in Erwägung zu ziehen:

«– Art der Sendung (Nachrichten, Magazin, Begleitprogramm)
– Absicht und Charakter der Sendung (Darstellung, persönliche Stellungnahme, Appell)
– Umfeld der Sendung oder eines Sendungsausschnitts
– Verständnismöglichkeiten der angesprochenen Hörer (Alter, Bildung, soziales Umfeld)
– Sprechsituation (monologisch, dialogisch)
– Vorbereitungs- und Produktionsbedingungen (Zeitdruck bei aktuellen Sendungen)
– Sprachliches Können von Autoren und Mitwirkenden
– Wirtschaftlichkeit (Programmaustausch und -Verkauf).»

Schliesslich finden sich in den besagten Richtlinien auch Qualitätsanforderungen wie etwa Hinweise auf die wünschbare Qualität der Sprache:

> «Gute Sprache am Mikrophon – ob Mundart oder Hochdeutsch – ist sprechsprachlich, partnerbezogen, sachgerecht und formbewusst.»

Ein letzter Hinweis. Als Reaktion auf die bekannte Klage, in den DRS-Programmen seien stets Berndeutsch, Baseldeutsch und Zürichdeutsch zu hören, wird festgehalten:

> «Auch Kleinraumdialekte haben im Programm ihren Platz, wobei der Frage der Verständlichkeit besondere Aufmerksamkeit zu schenken ist.»

Aus diesen Überlegungen heraus wird in den Regionalprogrammen durchgehend Mundart verwendet und wenn möglich werden Redaktoren aus der Region verpflichtet.

Soweit die bestehenden Richtlinien für Radio und Fernsehen DRS.

Seit deren Erlass im Jahre 1982 fanden verschiedene weitere Versuche innerhalb der SRG statt, zu einem ausgewogenen und verantwortbaren Verhältnis zwischen beiden Sprachformen zu gelangen. Schwerpunkt in den Diskussionen der Programmkommission, des Vorstandes DRS und der Institution der SRG, war das quantitative Verhältnis von

Mundart und Hochdeutsch und dessen sprachpädagogische Konsequenzen. Eine interne Arbeitsgruppe – bestehend aus Programmredaktoren und -verantwortlichen des Radios DRS – nahm 1985 ihre Arbeit auf und legte Ende 1985 einen Bericht vor, der den Akzent vor allem auf die Sprach- und Sprechkompetenz der Journalisten und Moderatoren legt. Der Schlussbericht verweist unter anderem auf zwei sprachpolitische Anforderungen, in deren Spannungsfeld auch die Wahl der Sprachform getroffen werden muss:

> «... die Sprache als eines der wesentlichsten Ausdrucksmittel des Programms soll auf der einen Seite in Qualität und Form exemplarisch hohen Ansprüchen genügen, auf der andern Seite kann die (bewusste) Pflege modischer Trends zu zielgruppenspezifischer Akzeptanz führen, die für das Weiterbestehen der Institution ebenso unabdinglich ist wie die qualitative Wertschätzung.»

Zu Recht wird schliesslich darauf hingewiesen, dass das derzeitige Verhältnis von Mundart zu Hochdeutsch in den Medien zum Teil auf heftige Kritik stösst, dass dieses aber in Hörerbefragungen mehrheitlich positiv beurteilt wird. Darin zeigen sich die unterschiedlichen Erwartungen der Öffentlichkeit.

Die an Radio und Fernsehen gestellten Erwartungen und Forderungen, beide Sprachformen in gebührendem Masse zu pflegen, sind ebenso legitim wie die Forderung, die Nähe des Hörers zu suchen und die medienspezifischen Gesetzmässigkeiten optimal zu berücksichtigen.

Ohne Zweifel kommt Radio und Fernsehen mit ihren täglichen Wirkungsmöglichkeiten und deren multiplikatorischen Funktion eine wichtige Bedeutung zu.

Der in den letzten Jahren eingeleitete Prozess der Analyse und Besinnung darf als abgeschlossen gelten, auch wenn es da und dort noch Verunsicherungen und nicht immer verständliche Verhalten bezüglich Wahl der Sprachform gibt. Beispielsweise galt es bis anhin als ungeschriebene Regel, dass in Diskussionen, in denen ein Beteiligter der Mundart nicht mächtig ist, eine Anpassung an die Sprachform des Gastes stattfand, so dass man das Gespräch meistens in Hochdeutsch führte. In letzter Zeit wird auch in solchen Fällen immer häufiger Mundart eingesetzt; für Situationen dieser Art scheinen keine festen Regeln mehr zu gelten.

Aus diesen Gründen wird es in nächster Zeit darum gehen, die im Laufe der letzten Jahre gewonnenen Erkenntnisse in die Realität umzusetzen. Seit kurzem etwa erfolgt die lange umstrittene Präsentation der «Mattinata» wieder auf Hochdeutsch – mit grossem Erfolg, notabene.

Auch in andern Fällen wird zugunsten der Hochsprache zu entscheiden sein. Mittel- und langfristige sprachpolitische Massnahmen sind im Be-

reich der Sprachausbildung und der kontinuierlichen Begleitung und Überwachung der Sprechleistungen zu treffen.

Allgemein ist das Sprachbewusstsein jedes einzelnen Mitarbeiters zu stärken, denn Sprechen in Radio und Fernsehen ist nicht nur Spiegel der allgemeinsprachlichen Situation; wer am Mikrophon spricht, übernimmt damit auch ein Stück der Verantwortung für unsere Sprachkultur und für die gesamtschweizerische Verständigung.

Roy Oppenheim